

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338351](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338351)

Die Schlußmonate des Jahres, November und Dezember, bringen nur noch bescheidene Blumenfreude. Bis tief in den Herbst hinein erfreuen uns die herrlichen japanischen Anemonen (*Anemone japonica*) mit ihren Blütensternen. Die Staude verlangt guten Boden und kommt besonders vor dunklem Hintergrund zur Geltung. Sie läßt sich nicht ganz leicht teilen und muß dabei sehr vorsichtig behandelt werden. Für den ländlichen Garten sind auch die sogenannten Lampionpflanzen oder Laternenblumen (*Physalis franchetti*) sehr gut geeignet. In den Spätherbsttagen fallen sie mit ihren wie kleine rote Lampions aussehenden Scheinblüten auf und erregen besondere Bewunderung.

Zur Weihnachtszeit ist im Garten eine besondere Zierde, ein mit roten Früchten be-

setzter Stechpalmen-Strauch (*Ilex aquifolium*). Nicht nur im Garten erfreuen wir uns gern an ihm, sondern auch für den weihnachtlichen Schmuck im Hause schenkt er uns ein überaus begehrtes Material. Der Strauch ist recht anspruchslos, aber nicht leicht zu verpflanzen, weil man ihn erst älter werden lassen sollte, um sicher zu sein, daß man eine weibliche und nicht eine männliche Pflanze in den Garten pflanzt, denn die männlichen Exemplare bringen keine Früchte und entbehren deshalb des schönsten Schmuckes im Winter.

So ist mit Weihnachten auch im Garten der Jahreslauf geschlossen, aber schon beginnt das Blühen des neuen Frühlings wieder mit der Christrose unter tiefem Schnee und Eis.

M. Runge, Karlsruhe

Hansjakob und die Bauern

„Schon im Paradies und nach der Vertreibung aus demselben hat der Schöpfer die Menschen auf das Bebauen der Erde verwiesen und nicht auf die Errichtung von Fabriken, Handelshäusern oder gar von Universitäten. Die Bodenkultur ist die einzige Kulturart, die dem Menschen zum Segen gereicht. Ich bin mit Leib und Seele Agrarier und dies in dem Sinne, daß ich sage, auf dem Acker (lateinisch *ager*) und im Acker, auf der Scholle und in der Scholle ruht das Leben und das Heil der Menschheit. Bei der Mutter Natur da wohnen Glück und Friede, so weit sie hinieden zu wohnen pflegen.“ Wie ein Nachhall aus heiligen Urkunden muten diese Worte den sinnigen Leser an, ernst wie ein feierliches Bekenntnis. Und dieses hohe Lob des Bauernstandes hören wir nicht bloß hier, sondern in allen Werken Hansjakobs erklingt es wieder in immer neuer, immer reizender Fassung. Die Kritiken über Hansjakobs Werke sind auch wohl ohne Ausnahme darin einig, daß seine „Bauernbücher“ an literarischem und kulturhistorischem Werte am höchsten stehen und immer und immer wieder begeisterte und interessierte Leser finden werden. Es drängt sich bei dieser Beobachtung die Frage auf, welches die tieferen Gründe seien, welche es zuwege brachten, daß dieser selbstbewußte Mann, der sich in seinem ganzen Leben nur wenigen Menschen in Freundschaft erschloß, kurz wie ein Hansjakob sich in solchem Grade zu seinen Bauern hingezogen und verbunden fühlte.

Der Schriftsteller offenbarte uns selbst zwei der Gründe. Das erste Band ist die Blutsverwandtschaft. Mit einem gewissen Stolz schreibt er von „seinem eigenen Bauernblut“. Den goetheschen Satz: „Blut ist ein ganz besonderer Saft“ verstärkt er für das Bauernblut, dem er „eine ganz eigene große Kraft“ beimißt oder noch deutlicher von ihr sagt: Bauernblut führt Eisen, es ist der Kitt, der heutzutage allein noch die bestehende Ordnung in der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhält und vor Revolution bewahrt. Bauernblut ist ein kostbares und wichtiges Ding in der menschlichen Gesellschaft.“ Höher kann er in seinem Stolze wohl kaum mehr. Ein weiterer Quell seiner Neigung, der mit den Jahren des Alters ganz besonders reich strömte, waren die Erinnerungen an die Jugendzeit, in denen der Bauer eine der beliebtesten und liebsten Gestalten seines Kinderhimmels war. Wenn der Knabe mit Vater oder Mutter manchmal auf die Haslach benachbarten Höfe gehen durfte, erschlossen sich dem Stadtbüblein neue Erlebnisse. Die Tierwelt gab viel Stoff zu Bewunderung und Staunen, die leiblichen Genüsse, einfach, aber in der Märchenstimmung des Kindes köstlicher als das vielleicht bessere Brot zu Hause. Alles leuchtete in dem Bilderbuch der Erinnerung hell und bunt strahlend in das einsame Alter. „Wie Ambrosia und Nektar schmeckte mir das freundlich gereichte Bauernbrot.“

Schon in einer seiner frühesten Schriften, den heute wenig oder gar nicht mehr gekannten „Weckstimmen“, bekennt sich Hansjakob voll und ganz zu seinem Bauernvolke. Er schreibt: „Ich muß gestehen, daß ich mir einbilde, das Landvolk genau zu kennen, und will dir auch sagen warum? Von Hause aus bin ich der Sohn eines Bauernwirtes, d. h. mein Vater war Wirt in einem Waldstädtchen, wo an den Markttagen und Sonntagen die Bauern der Umgebung ihre Einkehr nahmen. So lernte ich die Bauern der ganzen Gegend kennen und kenne sie heute noch. Ich kam von Jugend an oft und viel hinaus auf's Land, in die abgelegenen Weiler und Gehöfte, und wurde so bekannt mit dem Leben, den Sitten und Gebräuchen des Landvolkes, als ob ich selbst unter ihm aufgewachsen wäre Ich habe nun in den vielen Jahren meiner Bekanntschaft mit ihm das Landvolk lieb gewonnen und verkehre viel lieber mit den Bauern, als mit dem Herrenvolk, mit dem ich nie gut ausgekommen bin bis auf den heutigen Tag. Ein rechtschaffener Bauersmann gilt bei mir viel mehr, als mancher Minister oder ein ganzes Bezirksamt voll von Beamten und Schreibervolk. Deshalb bin ich auch ein Bauernpfarrer geworden und bin nach nichts in der Welt weniger sehnsüchtig als nach dem Titel Stadtpfarrer, und ich gedenke auch, mein Lebtage bei den Bauern zu bleiben, wenn es Gottes Wille ist. Dem Bauern ist sein Häus und sein Feld Alles, er denkt hauptsächlich seinen Feldgeschäften nach, wie es jeder Geschäftsmann tut, wenn er tüchtig ist und vorwärts kommen will. Der Bauer denkt, wenn er keine Sorgen wegen des Wetters hat, wohl auch an seine Schulden und die großen Steuern. Wenn aber der Steuerzettel nicht jedes Jahr um ein Namhaftes größer wird und die zwei Ältesten nicht schon beim Militär sind und der Dritte im Zug — so findet der Bauer kaum Zeit und Lust,

auch nur hie und da sich viel Gedanken zu machen über die großen Herren, die gerade am Ruder sind, oder hinter dem Schoppenglas zu reden über die schlechten Zeiten.“

Zu diesen mehr gefühlsmäßigen Anknüpfungspunkten kam dann mit den wachsenden Jahren noch die nähere Beobachtung und Kenntnis des geistigen Wesens des Landvolks, seines sinnvollen Brauchtums, der scharf ausgeprägte kraftvolle Charakter, Eigenschaften, welche ihren Eindruck auf den von vornherein stark interessierten jungen Menschen nicht verfehlten. Der festgegründete, durch keinerlei Tüftelei und Kritisiersucht angefressene Glaube, der in der schweren Arbeit Kraft,

in schweren Schicksalsschlägen Trost und Hoffnung auf bessere Zeiten verlieh, erregte in manchen Stunden beinahe den Neid des noch schwankenden Studenten. Dieses Verlangen nach Ruhe in der Kraft wird dem Sextaner, ob Unter- oder Obersextaner sagen meine Notizen nicht, Hansjakob in

Rastatt besonders fühlbar und deutlich aufgestiegen sein, da er eines Tages mit den bedrückenden Nachwehen einer bis in die späte Nacht dauernden Huldigung des Bacchus und Gambrinus am Ufer der Murg auf und abwandelte. Er verglich seine eigene Haltlosigkeit und seine halb verzweifelnde Melancholie und seinen Ekel vor der

Schwäche seines Tuns und Treibens mit der Ordnung und Selbstsicherheit eines zum Militär einberufenen bäuerlichen Freundes, „gesund und stark an Leib und Seele, voller Zuversicht und Sicherheit seines Strebens und Hoffens für eine einfache aber befriedigende Zukunft. Tränen waren mir nahe und wenn ich Aladdins Wunderlampe gehabt hätte, würde ich mich vom Geist der Lampe zum Bauern haben verwandeln lassen“. Diese Müdigkeit des Geistes und Willens erinnert an ein Heimweh nach der Ruhe des Bauerncharakters im Buche: Allerlei Leute und aller-



Hansjakob

lei Gedanken, Seite 11: „Gelehrte Leute sind mir häufig lästige Gesellschafter, weil sie mich ermüden. Ich will lieber eine halbe Stunde mit zehn Bauern reden als ebensoviel Zeit mit einem Gelehrten. Die Bauern sind Geist von meinem Geist, bei einem Professor aber, den man nicht leicht aus dem Gehege der exakten Wissenschaften herausbringt, muß ich mein kleines Bäckerbuben-Gehirn zu sehr anstrengen, um folgen zu können. Das macht müde.“ Daß diese, für einen Geist wie der Hansjakobs befremdende Klage von starker Überzeugung getragen ist, wird dem zur Gewißheit, der Zeuge sein durfte bei Unterredungen, welche Hansjakob während seiner Urlaubstage in dem obern an sein Schlafzimmer anstoßenden Saale der Schneeballen in Hofstetten abhielt. Es war ein anderer Hansjakob als der, welcher in Freiburg auch mit guten Freunden sich angeregt und vom Besprochenen lebhaft angezogen unterhielt.

Sein sonst strenges forschendes Auge ruhte jetzt voll Freude und innerem Behagen auf dem vor ihm sitzenden, ebenfalls freudig erregten Gaste, der freimütig ohne jegliche Befangenheit spricht und lacht. Man bedauert bei solchem Anblick, daß von diesem Hansjakob kein Bild zu erhalten war. Hansjakobs Worte, sein Vergnügen an Gast und Gespräch im echtsten Dialekt kommt sichtlich aus einer von jeder Last befreiten Seele. Es waren dies die in seinem Leben nicht häufigen ganz glücklichen Stunden. — —

Diese Plauderstunden sind zu unterscheiden von jenen, wo der Schriftsteller sich auf der „Jagd“ befindet nach Originalen erster oder zweiter Klasse, welche dann die bei den Lesern so beliebten Gestalten seiner Werke abgeben mußten. Eigentlich ist der Titel „Jagd“ etwas zu stolz für diese Pirsch, „Fallenstellen käme der Wahrheit schon näher, denn es galt oft, allerlei Kniffe anzuwenden, um etwas zu fangen“. Die Opfer waren etwas scheu geworden und schlau genug, dem Jäger zu entgehen. Er klagt: „Es ist mir schon öfters begegnet, daß Landleute es ungut aufnahmen, wenn ich von ihnen redete in meinen Büchern. Der Mensch aus dem Volke sieht sich nicht gerne in die Öffentlichkeit gezogen, selbst wenn man nur Gutes und Lobenswertes von ihm sagt.“ Er hat einmal über diese Scheu sich seinem Freunde Reinhard gegenüber sehr schön ausgesprochen: „Der innerlich Große und sich seines Könnens Bewußte braucht keine Girlanden der Schmeichelei oder des Lobes um sich zu hängen. Diese Bescheidenheit ohne Getue hat der Bauer mehr als der sogenannte Gebildete, dessen Demutsmantel oft

bedenkliche Löcher aufweist.“ Sogar der Steinklopfer Gotthard auf dem Bühl, obwohl nicht gerade ein Großer, hatte diesen Stolz, als er Hansjakob in die Falle gegangen war und mehr erzählte, als er nachher bekannt haben wollte und sich dann gegen die Veröffentlichung mit den lapidaren Worten wehrte: „Aber daß Ihr mi net (mich nicht) in's G'schmier bringt!“ Der hatte ihn aber schon drin und freute sich gerade dieses Fangs.

Der mir zugestandene Raum geht seinem Ende entgegen. Ich bespreche darum noch in Kürze die Art und den höheren Zweck dieser wertvollsten Seite Hansjakobschen Schaffens. Wenn der Schriftsteller wiederholt und innerlich erfreut behauptete, daß ihm gerade seine „Bauernbücher“ am leichtesten „geflossen“ sind und ihm am meisten Freude bei der Arbeit gemacht hätten, so liegt in diesem Bekenntnisse eine Bestätigung dessen, was wir oben ausgeführt haben, daß nämlich diese Bücher vom Verfasser selbst in ihrer bleibenden, für die Kulturgeschichte Badens einzigartigen und unübertroffenen Schönheit und Wahrheit erkannt und geschätzt wurden.

Aus ihren wechselnden, immer interessanten Bildern leuchtet das ganze Vergnügen des Schriftstellers: „es ist mir eine wahre Pläsiere, zu schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist und zwar im Bauernstil. Auch des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes.“ Man begriff in solchen glücklichen Werkstunden, was Hansjakob meinte, wenn er einmal zum befreundeten Minister Reinhard sagte: „Wissen Sie, Reinhard, ich sehe beim Schreiben die Gesichter meiner Leser!“ Und er bekam im Schildern seiner Schwarzwälder eine von andern Schriftstellern nicht oft erreichte Fähigkeit. Der mit Lob sehr sparsame Direktor des Generalarchivs in Karlsruhe, Mone, bescheinigt ihm in einem Briefe vom 17. Dezember 1870, „daß er ein hervorragendes Talent besitze, Personen zu zeichnen.“ Dieses Talent setzte er nun in aller Schärfe ein im Kampfe gegen die verderblichen Auswüchse der Kultur in Luxus, Verweichlichung, Genüßsucht und damit Entmannung unseres Volks, insonderheit seiner Schwarzwaldbauern. Die Art dieses Kampfes hatte zwei Formen, einmal Festigung des Abwehrwillens, indem er das Starke, Vornehme der alten Tradition in Einfachheit, Nüchternheit und Tüchtigkeit in klaren Linien schilderte. Jeder Leser kennt seine Bauernfürsten, einen Eckerbauer, Erdrich in den Buchen, den Vogtsbur und das Bürle. Man kann ihm wirklich keine Übertreibung vorwerfen, wenn man



Aufn.: E. v. Pagenhardt, Baden-Baden

Kinder aus dem Schwarzwald (Renchtal)

diese „Fürsten“ mit den „Köpfen eines römischen Konsuls“ gesehen hat, oder wenn er beim Betrachten im Wirtshaus in ihnen „verklärte Edelleute zu sehen glaubt“. Einem hohen Offizier von altem Adel beweist er überzeugend: „In principio nobilitatis agricola“. Im Anfange allen Adels steht der Bauer als erster Adeliger. Aber der „Fürst“ und die „Fürstin“ unterscheiden sich nur dadurch vom Gesinde, „den Völkern“, daß sie die ersten und die letzten sind bei der Arbeit. Wie intensiv auch mit seinen Gedanken der Bauer bei der Arbeit ist, wird an seinen Gesichtszügen kund, denn darin zeigt sich „ein Werktagsgesicht“ bei der Arbeit und „ein Sonntagsgesicht“ am Sonntag, das in gleichem Ernste und geistiger Vertiefung geheiligt wird.

Vom Reichtum der damaligen Zeiten erhalten wir einen Begriff, wenn wir hören, daß eine Bäuerin die Kronentaler in der „Schiede“ (Korb) unter ihrem Bette anlegte und den Kindern, die um Geld baten, sagte, sie möchten sich selbst holen, was sie brauchten, aber ja nicht vergessen, die eingesunkene Stelle wieder glatt zu streichen, daß der Vater nichts merke. Schließlich noch ein Beispiel „einer andern Bauernfürstin“, die ihre Völker ebenfalls auf die Weidensparkasse verwies, daß sie sich selbst ihren Lohn daraus holten. Es bedurfte wohl bei Manchem eines andächtigen „und führe uns nicht in Versuchung“ angesichts dieser Sparkasse. Ich muß mich begnügen, dem Leser nur noch ein Beispiel des Standesgefühls anzuführen und den Vogtsbur an der Spitze seines eigenen Militärs mit glänzender Uniform und silberbeschlagenem Sattelzeug hoch auf stolzen Rossen und mit eigener Regimentsmusik in Haslach einreiten zu lassen, zu einer Hochzeit, die ein bezauberndes Finale hatte, als der Brautvater im Festsale erschien mit einem schweren Sack auf dem Arme. Den Sack stellte er vor die Neuvermählten hin und sprach zum Bräutigam: „Do hosch die erste Portion vom Heiratsgut, des i meim Kätherle mit geb.“ Ein ganzer Stumpen Kronentaler. Da wir gerade bei einer Hochzeit sind, so muß noch eine Tatsache bemerkt werden, in der Hansjakob wieder eine Ähnlichkeit mit wirklichen Fürsten sieht, nämlich: „die Meidle im Kinzigtal heiraten nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopf. Und die Verstandesehen sind bekanntlich allermeist glücklicher als jene, bei denen sich das Herz zum Herzen gefunden hat, aber in der Regel bald wieder verloren hat“. So Hansjakob.

Ich beschließe den Einblick in Hansjakobs Werkstatt mit einem Mahnruf, dessen Wichtigkeit auch für unsere Zeit gilt, so wie einstens dem mächtigen, weltbeherrschenden Römerreich von seinen bedeutendsten Köpfen zugerufen wurde, sich zu hüten vor der Genußsucht, oder mit dem Bauernpropheten zu denken: „Der Wasserkrug macht stark und klug!“. „Die Genußsucht bringt den Völkern Verderben und darin ist schon mancher Bauernhof zugrunde gegangen wie die Königreiche. Aber die Genußsucht liegt in der heutigen Luft und kommt wie die Influenza in alle Berge und Täler. An dieser gefährlichen Luft, die auch den Bauernstand zu ruinieren droht, an der wachsenden Genußsucht überhaupt und der Verfeinerung des Lebens ist niemand anders schuld als die liebe Kultur. Es kommen heute viele Dinge aufs Land und in die Höfe und verleiten namentlich die Wibervölker zur Eitelkeit und zu unnötigen Ausgaben. Da lesen die Leute vom Land in den Zeitungen, wie die Menschen in den Städten so lustig sind und so viele Feste feiern, und so kommt es dann, daß die Burensöhne lieber ganz in die Stadt ziehen und Tagelöhner werden. Die Bearbeitung des Bodens ist nicht bloß ein Stiefkind unserer Kultur, die tausend Schritte macht für die Industrie, ihre Lieblingstochter, bis sie einen macht für die Landwirtschaft. Die Menschen sehen nicht ein, daß sie zugrunde gehen, wenn sie sich von der Scholle losreißen, daß die Stadt ihren Bewohnern das Mark ausdörft, sie krank macht, so daß alle Städte in hundert Jahren Friedhöfe wären, wenn die Toten nicht durch Einwanderung aus den Feldern her ersetzt würden. Darum glauben wir dem berühmten Schriftsteller Bettex (gestorben in Überlingen. Der Verfasser), wenn er warnt: „Es gibt kaum einen größeren Fluch für den Menschen, als alles zu haben, was er wünscht.“

Wir haben nun den Bauernfreund Hansjakob reden lassen, möge sein Ruf in vielen wohlmeinenden Herzen ein Echo finden und so zur geistigen Gesundung unseres schwer ringenden Volkes beitragen. Möge wahr werden, was Hansjakob mit Max von Schenkendorf wünscht, wenn der Letztgenannte sagt:

Vom Bauernstand von unten auf
Soll sich das neue Leben.
In Adels Schloß und Bürgers Haus
Ein frischer Quell erheben!

A. Trunz.

Anm.: Die mit „“ bezeichneten Stellen sind von Hansjakob aus Büchern, Briefen oder Gesprächen.

Die Schwarzbunt — die Fleckvieh

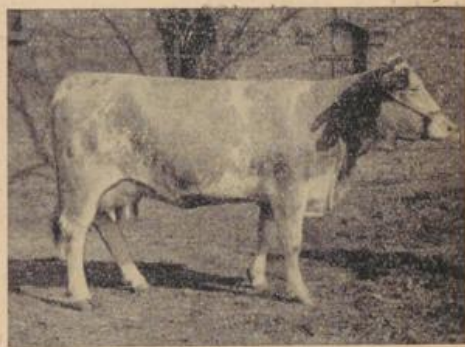
Regierungsoberlandwirtschaftsrat Dr. Zettler in Heidelberg

Die nordbadische Rinderzucht und -haltung pflegt in der Hauptsache zwei Rassen. Den weitaus beherrschenden Anteil stellt das Fleckvieh, während die schwarzbunten und rotbunten Niederungsrinder schätzungsweise nur 7–8% der in Nordbaden gehaltenen rund 100 000 Kühe stellen; dabei sind die rotbunten gering an Zahl. Exakte Zählungen nach Rassenzugehörigkeit haben meines Wissens überhaupt noch nicht stattgefunden.

Diese Verteilung muß ihre Gründe haben. Sie sind verschiedener Natur. Zunächst gab es in Nordbaden, wie in Baden überhaupt, um die Mitte des 19. Jahrhunderts außer dem „Odenwald“- und „Neckarschlag“ keine einheitliche Viehrasse, sondern ein buntes Gemisch von Rassen und Schlägen. Erst in den 60er bis 80er Jahren treten, veranlaßt durch das Vorbild Oberbadens, die „Simmentaler“ auch in Nordbaden langsam auf den Plan. Veranlassung dazu gab das mit der zunehmenden Industrialisierung und der Menschenansammlung in größeren Städten gesteigerte Verlangen nach Fleisch, Milch und MilCHFetten. Man glaubte, diese Ansprüche mit der neuen Rasse besser befriedigen zu können als mit den alten Landschlägen. Man vergaß dabei aber, daß jene auch höhere Ansprüche an Futter, Haltung und Pflege, namentlich bei der Aufzucht stellten. Es ist heute müßig, darüber zu rechten und zu richten, ob man nicht besser daran getan hätte, den Odenwald- und Neckarschlag durch züchterische Maßnahmen, durch bessere Fütterung und Haltung, zu verbessern und damit ihre Milch- und Fleischleistungen zu heben. Es wäre sicher mit einfacheren und billigeren Mitteln der Zweck erreicht worden. Aber die Lehre von der sogenannten „Rassenkonstanz“ war damals allgemein anerkannt, die etwa besagte, daß eine Rasse, welche in irgend einem Ursprungsgebiet gute und beste Leistungen brachte, auch in anders geartete Boden-, Klima- und Haltingsverhältnisse verpflanzt, unverändert weiter gezüchtet werden könne und dort die gleichen Leistungen vollbringe. Erst viel später wurde diese Lehre von der Tierzuchtwissenschaft und -Praxis als Irrlehre erkannt.

Um diese Zeit aber, etwa um die Jahrhundertwende, war die Umstellung in Oberbaden längst und in Unterbaden eben vollzogen, insbesondere durch starke, mit staatlichen und anderen öffentlichen Mitteln geförderte Einfuhren von Farren aus der Schweiz und aus Oberbaden und die damit betriebene „Verdrängungszucht“. Weibliche Tiere wurden verhältnismäßig wenig eingeführt, da sie für den einzelnen Landwirt zu teuer waren und die meisten bald unfruchtbar wurden (Akklimationsschwierigkeiten).

Es wundert uns nach den heutigen Erkenntnissen nicht mehr, daß diese eingeführten, meist großrahmigen und deshalb anspruchsvollen Tiere in ihrer Nachzucht allzu häufig enttäuschten und ihre im Ursprungsland gezeigten Leistungen bei uns nicht halten konnten. Man denke nur an den Gegensatz: gute Weiden auf den Kalkböden des Simmentales und arme Buntsandsteinscholle mit ihrem oft kargen, durch Handelsdünger noch nicht verbesserten Futter des Odenwaldes! Die Nachzucht hat wohl oft die gleiche Größe erreicht, blieb aber infolge mangelnder Aufbaustoffe, Eiweiß und Mineralstoffe schmal, flach, muskelarm und feinknochig. Bei den weiblichen Tieren schwanden die Euter. Vergleichlich haben wenige einsichtige Züchter und vor allem der seiner Zeit weit vorausschau-



Erika Ad. 1130

Besitzer: Hch. Gerner, Wernershof

Milchleistung: 9 Jähr. Durchn. 3961 kg Milch, 4,01% Fett, 159 kg MilCHFett. Höchstleistung 5243/3,95 = 207 kg MilCHFett. Eingetragen im Deutschen Rinderleistungsbuch

ende Tierzuchtinspektor Hink vor diesem „Größenwahn“ gewarnt.

Die unbefriedigenden Leistungen dieser Zuchtprodukte, namentlich in Milch, machten die Bahn frei für die Einfuhr von schwarz-buntem Niederungsvieh. Begünstigt wurde diese Einfuhr durch den hohen Preis der Fleckviehkühe einerseits und den gewaltigen Aufschwung, den die Zucht mit Hilfe der Herdbuchzucht Norddeutschlands inzwischen genommen hatte. Während man in Süddeutschland namentlich das Zuchtziel der Arbeitsleistung und der Fleischleistung in den Vordergrund gestellt hatte — Verkauf von Arbeitsochsen in die Zuckerrübengebiete Mittel- und Norddeutschlands und mangelnde Nachfrage und geringe Bezahlung der Milch bei uns — hatten die Niederungszuchtgebiete schon längst den Gedanken der Milchleistungssteigerung in ihre züchterischen Programme eingebaut. Die nun auch in Baden mehr und mehr aufkommenden Abmelkwirtschaften in der Nähe der Städte hatten einen großen Verschleiß an Kühen und mußten, um auf ihre Rechnung zu kommen, auf hohe und höchste Milchleistungen sehen. Darin aber waren die Schwarzbunten den Fleckviehkühen überlegen. Der geringere Fettgehalt der Milch der ersteren spielte solange keine Rolle, als die Milch nicht nach Fettgehalt bezahlt wurde. Der niedrige Preis der Milch war in diesen stadtnahen Betrieben auch nicht so hindernd wie in den bäuerlichen Wirtschaften des Landes. Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß damals die Einfuhr der Niederungskühe schon deshalb notwendig war, weil unsere meist kleinbäuerlichen Betriebe bei dem Fehlen größerer Weideflächen garnicht in der Lage waren und es auch heute nicht sind, den im Umkreis der Städte mit ihren beschränkten



„Beste Bull“ der Zuchtviehschau 1929
Alter Typ, hochbeinig, groß und langrahmig, schwerfütterig

Aufzuchtmöglichkeiten entstehenden Ausfall an Kühen aus Fleckviehbeständen zu decken. Versuche nach dieser Richtung im dritten Reich sind kläglich gescheitert. Wir werden deshalb auch in Zukunft diese Einfuhren brauchen, selbst wenn reine Abmelkwirtschaften in der Form der früheren Jahre nicht mehr kommen würden. Wenn aber wieder Ölkuchen zu normalen Preisen erhältlich sind, wenn Schlacht- und Nutztviehpreise sich weiter nähern, wird die dort in den letzten Jahren zwangsläufig begonnene eigene Aufzucht wieder zurückgehen und eine verstärkte Einfuhr fertiger Tiere notwendig machen. Es wäre kurzsichtig, diese Entwicklung hemmen zu wollen.

Sind nun aber die Milchleistungen der bei uns gehaltenen und besonders der bei uns gezüchteten Niederungskühe um so viel höher als die der Fleckviehkühe?

Es ist zunächst das Gesetz gültig, daß eine Kuh zur Bildung von 1 kg Milch außer dem Erhaltungsfutter in ihrer täglichen Nahrung 50–60 g verdauliches Eiweiß aufnehmen muß. Bekommt sie also nur 300 g im Tag, so kann sie eben nur 6 kg Milch geben, wenn sie nicht von ihrer eigenen Substanz zehren soll, was über kurz oder lang zu allerhand Schäden, z. B. Unfruchtbarkeit, und schließlich zum Zusammenbruch führen muß, ob sie nun schwarz-, rot- oder gelbschedig ist. Muß sie dabei noch Arbeit leisten, so vollzieht sich der Abbau der Lebenskräfte um so rascher. Die durchschnittlich höheren Leistungen der Herdbuchzuchten Norddeutschlands gegenüber den unsrigen sind unbestritten. Sie erklären sich lange nicht allein als Rasseeigentümlichkeit, sondern auch daraus, daß die Herdbuchzucht dort leichter zu Erfolgen führen kann, da 20–40% der Kühe von ihr erfaßt sind, bei uns 7–8%! Dort konnten in Beständen bis zu 100 und mehr Tieren halbe und ganze Nieten raschestens und rücksichtslos ausgemerzt werden, was beim kleinen Züchter seine großen Schwierigkeiten hat. Bei uns kommen auf einen Herdbuchzüchter 2.4 eingetragene Kühe! Im übrigen haben die Niederungskühe der allgemeinen Landestierzucht in Norddeutschland sehr häufig auch Euter im Geldbeutelformat wie bei uns, ohne daß sie arbeiten, nämlich dann, wenn dort wie so häufig bei uns, im Stalle „Schmalhans Küchenmeister“ ist. Das kann man bei einiger Aufmerksamkeit schon von der Bahn aus sehen, ohne daß man das Zuchtgebiet besonders besichtigt. Auch wir hatten und haben Fleckviehkühe, welche an die Leistungen



Herdbuchbulle „Hagen“ U/1390, geb. 15. 10. 43

Züchter: Max Dreißler, Boxberg.

Aufzüchter: Rudolf Klein, Seehof, Bes.: Gemeinde Mauer
Typ des guten Futtermittels, tief, wuchtig, männlich,
sehr gute Vererber

bester Niederrungskühe herankommen. Die Kuh „Babette E/673“ des Heinrich Wilhelm Schönbrunn im Odewald, gab auf der DLG-Ausstellung in Leipzig $\frac{1}{4}$ Jahr nach dem Kalben täglich 35 kg Milch und brachte im 9jährigen Durchschnitt 5141 kg Milch mit 3,83 % = 197 kg Milhfett, und in ihrem besten Leistungsjahr 7156 kg Milch bei 3,81 % = 273 kg Milhfett. Unsere einstmals badische Rekordkuh „Betty We/385“ des Rössy-Wagenbuch brachte im gleichfalls 9jährigen Durchschnitt 5225 kg Milch und als Jahreshöchstleistung 9413 kg, fraß aber auch bis zu 6 kg Ölkuchen im Tag. Es gab auch vereinzelte Fleckviehkühe – nicht bei uns – mit 12 000 kg Jahresmilchleistung. Sie wurden genau wie die „amerikanischen Rekordkühe“ auch darnach gehalten und gefüttert, was unsere Bauern und Bäuerlein nicht können. Ist aber eine solche Kuh mit ihrem umfangreichen Drüseneuter noch als Arbeitskuh denkbar? Nein. Ein solches Euter würde sie nicht nur in der Bewegung hemmen, sondern sie wäre physisch zu dieser Doppelleistung nicht mehr befähigt. Die mit einer solchen Leistung notwendig verbundene Verfeinerung aller Organe und Körpergewebe würde zudem einer ganz anderen Haltung und Pflege bedürfen, als sie unseren Arbeitskühen zuteil werden kann. Eine Arbeitskuh – und zwischen 60 und 70% unserer Kühe müssen arbeiten, zum Teil schwer arbeiten – muß anders aussehen als eine Nur-Milchkuh, muß muskulöser sein, als eine auf reine Milchleistung gezüchtete. Unser kombiniertes Zuchtziel, Milch, Arbeit, Fleisch, muß auf höchste Milchleistungen verzichten.

In normalen Zeiten hatten wir in den besten Ortsvereinen Durchschnitte von 137–144 kg Milchfettleistung bei 3577–3759 kg Milch.

73 nordbadische im „Deutschen Rinderleistungsbuch“ bis zum Jahre 1941 eingetragene Kühe hatten mit zusammen 495 Jahresabschlüssen (also im Durchschnitt 7 Jahresabschlüsse je Kuh) je Kuh 3632 kg Milch bei 4,07% = 148 kg Milhfett. Die geringste Leistung in einem Ortsverein war dagegen allerdings nur 2051 kg Milch bei 3,68% = 75,5 kg Milhfett je Kuh (Fütterung, Haltung, Arbeitsbeanspruchung). Im Lehrgut Forchheim brachten 15 Fleckviehkühe im Durchschnitt 163 kg Fett bei 3,9% Fettgehalt der Milch; die beste schwarzbunte stand hier erst an 5. Stelle. Ähnlich war es in Katharimental und in Karlshausen, damals beides noch gemischte Bestände. Zwei Bauernbetriebe in Merchingen brachten es auf einen Stalldurchschnitt von 146 und 148 kg Milhfett, Gerner-Wemmershof auf 157, Keller-Unterschefflenz auf 160 kg. Demgegenüber hatte eine Gemeinde mit 90% schwarzbunten 122 kg. Auch im Jahre 1948 haben wir wieder in einigen gut geleiteten Betrieben mit ausschließlich Fleckvieh, Kühe mit über 4000 kg Milch und 150 bis über 170 kg Milhfett.

Wie wird sich die Milchergiebigkeit der Niederrungskühe in einigen weiteren bei uns gezüchteten Generationen gestalten?

Wir wissen es noch nicht. Aber gewisse Erscheinungen lassen doch Vermutungen zu. Sie werden von den Leitern mehrerer Betriebe bestätigt. Hierzu ein Beispiel! In einem Bestand von 30 Kühen brachten 1948 10 selbstgezüchtete Fleckviehkühe = 2806 kg Milch bei 3,74% = 105,2 kg Fett; 20 selbstgezüchtete schwarzbunte = 2531 kg Milch bei 3,6% = 91,2 kg Fett im Durchschnitt. Wie die Form selbstgezüchteter Niederrungskühe und das ganze Gepräge sich im Laufe der Generationen unter dem Einfluß der Umwelt,



Beste Kalbin der Zuchtvierschau Sinsheim 1930

Alter Typ, hochbelnig, groß, schwerfütterlig

der Scholle, grundlegend verändert, wird sich auch eine Änderung der Leistungen einstellen. (Unsere in mehreren Generationen in Unterbaden selbst auf „rheinisch-deutscher“ Grundlage gezüchteten Pferde haben doch nur noch den Kaltblutcharakter, sonst aber gar nichts mehr mit dem Rheinländer gemein, ebensowenig das badische Warmblut mit dem ursprünglichen Oldenburger.) Kann es mit den Rindern anders sein? Hat unser nordbadisches Fleckviehrind noch viel von dem Simmentaler?

Es wäre deshalb nach allen gemachten Beobachtungen unverantwortlich, einer Umstellung unserer Fleckviehbestände in den bäuerlichen Betrieben das Wort zu reden. Die nachteiligen Folgen würden ganz andere Ausmaße annehmen als die vor 80 oder 100 Jahren waren, als man mit ungeeigneten Tieren und Typen eine Umstellung vollzog. Unsere in der Herdbuchzucht bereits fest verankerten kleineren, leichteren und tief gestellten Fleckviehtypen, die über die Bullen nach und nach auch in die allgemeine Landeszücht und Haltung Eingang finden, haben durch ihren im Vergleich zur Körpergröße vergrößerten Bauch- und Brustraum auch ein größeres Futteraufnahme und -Ausnutzungsvermögen. Sie werden mit der erweiterten Möglichkeit der Verwendung von Eiweißfuttermitteln ihre guten und verbesserten Leistungsanlagen unter Beweis stellen.

Einiges über Beerenweinbereitung

Zur Weinbereitung kommen vor allem Johannisbeeren (Weiß und Rot) oder ein Gemisch von Johannisbeeren und Stachelbeeren in Betracht. Stachelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren sind wegen des leicht auftretenden Mäuselgeschmackes nicht geeignet. Da die Johannisbeersäfte im allgemeinen ein Mostgewicht von etwa 40-50 Grad Oechsle bei einem Säuregehalt von rund 25 Gramm im Liter besitzen, so läßt sich aus diesen säurereichen und zuckerarmen Früchten nur unter Anwendung von Zucker und Wasser ein brauchbares Getränk herstellen. Aber gerade mit dem Wasserzusatz wird häufig weit über das zulässige Maß hinausgegangen. Ein gewisser Säuregehalt ist jedoch unbedingt erforderlich, sollen gesunde Getränke erhalten werden, denn die Fruchtsäure in Verbindung mit dem vorhandenen

Alkohol bewahrt die Getränke vor verschiedenen Fehlern und Krankheiten.

Auf einen Liter Natursaft (100 kg Früchte liefern 60-65 Liter Saft) nimmt man 2 Liter Wasser, auf 1 Liter dieser Mischung für einen Haustrunk 80-100 Gramm Zucker. Der Zucker wird in einem Teil des Wassers aufgelöst und dann zur Hauptmenge des Weines gegeben und für gute Durchmischung gesorgt. Hierauf erfolgt zweckdienlich der Zusatz von Reinhefe. Reinhefe ist wieder erhältlich von der Staatl. Landw. Versuchs- und Forschungsanstalt Augustenberg, Post Grötzingen in Baden. Um die Gärung zu fördern, empfiehlt es sich, auf je 100 Liter gezuckerte Mischung 20 Gramm Chlorammonium (Gärsalz) zuzusetzen. Das Gärsalz, das in Drogerien erhältlich ist, wird zuvor in etwas Wasser gelöst und dann zu dem Wein gegeben. Das Fäßchen oder die Korbflasche ist mit einer Gärröhre zu verschließen. Nach der Durchgärung und Klärung muß der Johannisbeerwein unbedingt von der Hefe abgelassen und eingeschwefelt werden. Als Einbrand ist beim ersten Abstich eine dünne Schwefelschicht auf je 100 Liter zu verwenden. Bleibt der vergorene Johannisbeerwein auf der Hefe liegen, so wird er mit der Zeit verderben und essigstichig werden. Auf diese wichtige Maßnahme ist daher wohl zu achten.

Auf folgendes möchte ich noch hinweisen: Die Johannisbeeren sind nicht nur zur Herstellung von Wein zu gebrauchen, sondern infolge ihres hohen Säuregehaltes auch ein wertvolles Hilfsmittel, um säurearme Birnen- oder Äpfelsäfte zu verbessern. Man sollte diesen sehr brauchbaren und billigen Säurezusatz bei säurearmen Getränken, die im eigenen Haushalt Verwendung finden, viel mehr verwenden, als es bis jetzt geschieht, zumal Mostmilchsäure und Zitronensäure z. Z. nicht erhältlich sind. Zu dem genannten Zweck läßt man den Johannisbeersaft ohne Wasserzusatz für sich in einem sauberen Gebinde vergären. Nach beendigter Durchgärung wird der Saft bzw. der Wein von der Hefe getrennt und in frisch geschwefelte Behälter gefüllt. Nach 6-8 Wochen muß der Wein nochmals unter Anwendung entsprechender Schwefelgaben (1 Schwefelschicht je 100 Liter) abgelassen werden. Auf das Spundvollhalten der Gefäße ist auch hier besonders zu achten. Um z. B. den Säuregehalt bei säurearmem Haustrunk aus Äpfel- und Birnensäften zu erhöhen, verwendet man auf je 100 Liter 5-10 Liter des vergorenen, gesunden Johannisbeersaftes. M. Fischler.

Lebendige Dorfgenossenschaft

Dr. Artur Seifer
in Karlsruhe

Wer behauptet, das dörfliche Leben sei im Vergleich zum Leben in der Stadt langweilig oder gar tot, der kann zu einem solchen Schluß nicht durch einen Vergleich des menschlichen Lebens als solchem kommen, sondern nur dadurch, daß er das Verkehrsleben in der Stadt in allen seinen vielfältigen Erscheinungsformen zu demjenigen in einer Landgemeinde in Vergleich setzt. Sieht man im Tempo des Wechsels der äußeren Erscheinungsformen das eigentliche „Leben“, dann ist allerdings im Vergleich zur Stadt das Leben auf dem Dorf – bedingt durch die hier herrschende größere Gleichförmigkeit der Arbeit, die immer irgendwie auf einen Dienst am Boden ausgerichtet ist – sowohl in der Erscheinungsform als auch im zeitlichen Rhythmus gleichmäßiger und erscheint deshalb dem flüchtigen Beobachter auch langweiliger als ein Leben in der Stadt. Ein Leben auf dem Dorf stellt an die physisch-menschliche Kraft in der Regel weit mehr Ansprüche, als dies bei einem Leben in der Stadt der Fall ist. In der Stadt stehen den dort lebenden Menschen weit mehr Einrichtungen zur Verfügung, die ihnen das Leben erleichtern, die ihnen helfen, menschliche Arbeitskraft zu sparen oder die eingesetzte menschliche Arbeitskraft nutzbringender zu gestalten.

Träger all der Einrichtungen, die das Leben in der Stadt erleichtern und den Nutzeffekt der eingesetzten menschlichen Arbeitskraft oft bedeutend steigern, ist im wesentlichen nicht die Einzelpersonlichkeit. Das sind meist Personen- und Interessengruppen, die sich in Form von Gesellschaften, Vereinen, Gemeinschaften gebildet haben. Wohl sind viele dieser Einrichtungen aus gemeinnützigem Interesse mit dem ausschließlichen Zweck, das menschliche Zusammenleben zu erleichtern, dem Menschen zu helfen, errichtet worden. Die Mehrzahl der Unternehmen, die bestimmend auf das Leben in der Stadt wirken – Industrie, Handel, Verkehr, Banken, Versicherungen – sind aber reine Erwerbsunternehmen, entweder in Form von Personengesellschaften oder Kapitalgesellschaften wie Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Kommanditgesellschaften und dgl. Nur mit solchen Gesellschaftsbildungen war es möglich, Kapital- und Wirtschaftskraft in einem Umfange zu konzentrieren, der groß genug war, die bekannten

Einrichtungen (Fabriken, Kaufhäuser, Verkehrsunternehmen, Hochöfen usw.) zu schaffen. Ohne solche Gesellschaftsbildungen, deren Träger und Nutznießer immer eine mehr oder weniger große Anzahl von Einzelmenschen ist, wäre es nicht zu den vielfältigen Erscheinungsformen unseres kulturellen und wirtschaftlichen Lebens gekommen, zu den Einrichtungen, die vielfach auch die Bewohner des Dorfes, insbesondere die Dorfjugend, veranlassen, das Dorf zu verlassen und den Dienst am Boden mit dem Dienst in einer Fabrik, in einem Verkehrsbetrieb, in einem Kaufhaus oder in einem Büro zu vertauschen. Diese oft beklagte Landflucht ist darauf zurückzuführen, daß die Stadt mit ihren Einrichtungen nicht nur vielseitigere, sondern im Vergleich zum Land auch günstigere und leichtere Verdienstmöglichkeiten bietet.

Die Tatsache der Gesellschaftsbildung in der Stadt als wesentlichster Träger des Erwerbs- und Wirtschaftslebens muß auch richtungweisend für die Einrichtungen des Lebens auf dem Dorf sein. Zwar können die Gesell-



Aufn.: L. Pfefferle, Karlsruhe

schaftsformen des allgemeinen industriellen und kaufmännischen Erwerbslebens nicht ohne weiteres auf das Dorf übertragen werden. Nur erkennen sollen die auf dem Dorf lebenden Erwerbstätigen, daß, nachdem das wirtschaftliche und kulturelle Leben in der Stadt im wesentlichen von irgendwelchen gesellschaftlichen Zusammenschlüssen getragen wird, auch auf dem Lande der einzelne für sich allein nicht in der Lage sein wird, diejenigen Einrichtungen zu schaffen, mit deren Hilfe es möglich wäre, auch das Leben auf dem Dorf, die Arbeit in der Landwirtschaft, zu erleichtern und nutzbringender zu gestalten.

Als die den Verhältnissen des Dorfes angepaßte Gesellschaftsform hat sich in nunmehr hundertjähriger Entwicklung die Genossenschaft bewährt.

Eine gleiche Konzentration von Kapital- und Wirtschaftskraft wie z. B. bei einem Industrieunternehmen in Form einer Kapitalgesellschaft ist im Dorf nicht möglich, weil die Einzelbetriebe mit ihrem Besitz selbständig bleiben müssen. Besitzgemeinschaften oder die Zusammenlegung des Besitzes landw. Betriebe zur gemeinsamen Bewirtschaftung ist abzulehnen. Weil das Kapital eines landw. Betriebes im wesentlichen in Grundbesitz, in lebendem und totem Inventar investiert ist, kann dieses auch nicht zur Bildung einer reinen Kapitalgesellschaft frei gemacht werden. Der einzelne Betrieb kann nur immer einen kleinen Kapitalanteil (Geschäftsanteil) bei einer Genossenschaft erwerben. Eine Genossenschaft muß deshalb auf ganz anderer Basis arbeiten als eine Kapitalgesellschaft. Genossenschaften sind im wesentlichen Arbeitsgemeinschaften der zusammengeschlossenen Genossen. In den Genossenschaften spielt der Wirtschaftsfaktor Arbeit im Verhältnis zu dem Wirtschaftsfaktor Kapital die dominierende Rolle. Diese Erkenntnis ist wichtig, weil von der Zusammenarbeit und der Mitarbeit aller Genossen die ganze Existenz einer Genossenschaft abhängig ist. Eine Kapitalgesellschaft kann tätig sein und Leistungen vollbringen, ohne daß die Gesellschafter (Kapitalträger) in irgendeiner Beziehung zu dem Unternehmen stehen. Eine Genossenschaft kann nur dann Erfolge erzielen und ihren Zweck erreichen, wenn ihre Mitglieder die genossenschaftlichen Einrichtungen benutzen. Es darf deshalb niemand von einer Genossenschaft eine Leistung erwarten, der nicht zur genossenschaftlichen Zusammenarbeit bereit ist. Eine Genossenschaft ist also ausschließlich von dem Verhalten der in ihr zusammenge-

schlossenen Menschen abhängig. Das kann Vorteil und Nachteil für diese Wirtschaftsform sein. Nachteil dann, wenn die Mitglieder das Wesen der Genossenschaft nicht erfaßt haben und von ihr nur Leistungen und materielle Vorteile erwarten, sich aber sonst völlig genossenschaftsfremd verhalten. Eine solche Genossenschaft muß versagen.

Zu jeder erwarteten Leistung ist aber diejenige Genossenschaft befähigt, in der echter Genossenschaftsgeist herrscht, in der die zusammengeschlossenen Menschen auch zum genossenschaftlichen Zusammenleben und zur genossenschaftlichen Zusammenarbeit bereit sind.

Keine andere Gesellschaftsform bietet die gleichen Möglichkeiten der Anpassung ihrer Tätigkeit an die jeweiligen Bedürfnisse des wirtschaftenden Menschen wie eine Genossenschaft, weil ja die in der Genossenschaft zusammengeschlossenen Menschen allein bestimmend und durch ihr Verhalten auch ausschlaggebend für das Wirken ihrer Genossenschaft sind.

Obwohl die landw. Genossenschaften eine 100jährige Tradition nachweisen können, ist das genossenschaftliche Wirken in den Dörfern noch längst nicht einheitlich. Es gibt Gemeinden, in denen das genossenschaftliche Leben restlos erstarrt ist. Dort werden die Einrichtungen der Genossenschaft von den Mitgliedern noch in Anspruch genommen, wenn der Bezug einer Ware einen direkten materiellen Vorteil verspricht. In einer anderen Gemeinde erwarten die Mitglieder von ihrer Genossenschaft in erster Linie Kredithilfe, während sie gar nicht daran denken, ihre Ersparnisse der Genossenschaft zur Verwaltung anzuvertrauen. In wieder einer anderen Gemeinde wäre man bereit, die genossenschaftlichen Absatzeinrichtungen dann zu benutzen, wenn für die in Massen anfallenden Erzeugnisse sonst keine Absatzmöglichkeit besteht. Versagt im Ernstfalle dann eine solche Genossenschaft, so fehlt es nicht an Vorwürfen. Das Versagen liegt in einem solchen Fall aber nicht bei der genossenschaftlichen Einrichtung als solcher, sondern ausschließlich bei den Menschen, welche die Genossen sind.

Zu welchen Leistungen die Genossenschaften im Leben eines Dorfes befähigt sind, beweisen die echten Dorfgenossenschaften, die ihren Mitgliederbetrieben nicht nur auf Teilgebieten, sondern auf allen Zweigen bäuerlichen Wirtschaftslebens Hilfe leisten. Diese

Einheitsdorfgenossenschaften versorgen ihre Mitglieder mit den landwirtschaftlichen Bedarfsstoffen; sie gewähren aus den ihnen zur Verwaltung anvertrauten Mitteln die für die landw. Produktion notwendige Kredithilfe; für den Absatz, die gemeinsame Weiterverarbeitung und Verwertung landw. Erzeugnisse haben sie die notwendigen Einrichtungen erstellt. Durch die Zurverfügungstellung zweckentsprechender Maschinen, maschineller Anlagen und sonstiger Hilfsmittel für die Erzeugung, Bodenbearbeitung, Bodenpflege, Transport, Ernte und dgl. bringen diese Genossenschaften den landwirtschaftlichen und bäuerlichen Betrieben eine direkte betriebstechnische Hilfe, durch welche Produktionskosten erspart und Arbeitsgänge wesentlich rationalisiert und erleichtert werden können. Gerade auf dem Gebiet des Maschineneinsatzes sind die genossenschaftlichen Kräfte noch längst nicht ausgenützt. Hier liegen im wesentlichen in der Gegenwart die Ansatzpunkte für die lebendige Gestaltung der Genossenschaftsarbeit auf dem Lande. Soll es zu einer genossenschaftlichen Leistungssteigerung auf dem Dorfe kommen, dann muß vor allem auch jede genossenschaftliche Kräftezersplitterung vermieden werden. Die eine Dorfgenossenschaft bildenden Einzelkräfte sind von Natur aus bereits so schwach, daß jede Zersplitte-



ung im Dorf nur zum Schaden sowohl der Genossenschaftsarbeit in ihrer Gesamtheit als auch der Mitgliederbetriebe wirken müßte.

Nur mit Hilfe der echten Dorfgenossenschaft wird es also möglich sein, die landwirtschaftlichen und bäuerlichen Betriebe der Vorteile wirtschaftlicher Großform teilhaftig werden zu lassen, ohne daß der einzelne Betriebsinhaber von seinen wohl erworbenen Rechten, insbesondere von seinem Besitzrecht, abzugeben braucht. Sie bildet unter Berück-

sichtigung der auf dem Dorf gegebenen Voraussetzungen – als Gegenstück zu den Gesellschaftsunternehmen in den Städten – die einzige Möglichkeit der Gesellschaftsbildung als Grundlage einer wirtschaftlichen und technischen Fortentwicklung der landwirtschaftlichen und bäuerlichen Betriebsweise. Mit Hilfe der Dorfgenossenschaft allein wird es im wesentlichen möglich sein, die Arbeiten auf dem Dorf, den Dienst am Boden, zu erleichtern und nutzbringender zu gestalten. Die Leistungen einer Genossenschaft werden dann auch dazu angetan sein, falsche Minderwertigkeitsgefühle zu zerstreuen, einen gesunden Bauernstolz zu erhalten und vor allem die Dorfjugend leichter mit der Arbeit am Boden zu versöhnen.

Notwendige Voraussetzungen für das erfolgreiche Wirken einer Dorfgenossenschaft sind allerdings: das Erkennen aller Möglichkeiten der Genossenschaftshilfe, der Wille des Betriebsinhabers zur Selbsthilfe und dessen Bereitschaft, sich mit dem eigenen Betrieb in die Gesamtheit einzufügen. Die Entscheidung muß der einzelne selbst treffen. Die Möglichkeiten, durch die genossenschaftliche Hilfe die eigene betriebliche Leistung zu steigern und sich mit der Genossenschaft die Vorteile einer wirtschaftlichen Großform mit allen ihren technischen Erscheinungsformen nutzbar zu machen, sind gegeben. Werden diese Möglichkeiten nicht ausgenützt, so kann dies eine Versäumnis von noch nicht übersehbarer Tragweite sein. Wenn der einzelne Betriebsinhaber – ob aus Unkenntnis oder Starrheit – nicht alles zur Erhaltung seiner Existenz unternimmt, kann er auch nicht fordern, daß andere, die ebenfalls hart um ihre Existenz ringen, besondere Rücksichten auf seine Lage nehmen. Raiffeisen sagte schon vor bald 100 Jahren: „Die Landwirtschaft muß, gezwungen durch die Not, ihr Denk- und Handlungsvermögen, ihre moralischen und physischen Kräfte auf das Höchste anspannen, um dadurch endlich dahin zu gelangen, alle – auch die kleinsten – Vorteile in wirtschaftlicher Beziehung sich zunutze zu machen.“

Eine Dorfgenossenschaft, bei der die Mitglieder die Voraussetzungen zur genossenschaftlichen Zusammenarbeit mitbringen, ist mit ihren Einrichtungen untrennbar verbunden mit dem Dorfleben, sie ist organisch verwachsen mit jedem einzelnen Mitgliederbetrieb und kann schließlich direkt Trägerin kultureller Veranstaltungen werden; sie ist

„Lebendige Dorfgenossenschaft.“